

Paradoxien der Priesterausbildung

Karsten Erdmann, Anklam

Seit längerer Zeit erscheinen immer wieder Meldungen in der Presse und auch in mancherlei kirchlichen Stellungnahmen, dass künftig bei der Auswahl der Priesteramtskandidaten verstärkt psychologische Berater bzw. Gutachter hinzugezogen werden sollen. Verfolgt man die Entwicklungen, die sich in unserer Kirche während der jüngsten Vergangenheit vollziehen, so entsteht der Eindruck, hier solle womöglich eine „Notbremse“ gezogen werden: Geraten gegenwärtig allzu viele Kandidaten, die sich im Nachhinein als ungeeignet erweisen, in die Seminare?

Nun ist gegen die Anwendung der Psychologie auch im Bereich der Priesterausbildung grundsätzlich nichts einzuwenden. Und um nicht in den Verdacht fundamentalistischer Wissenschafts-, gar Intellektfeindlichkeit zu geraten, sei angemerkt, dass die Psychologie für Vertreter des geistlichen Standes von nicht zu unterschätzendem Nutzen sein kann – ja, besonders für sie ist es manchmal geradezu befreiend, bei seelischen Problemlagen die sich leicht einstellende spiritualistische Überhöhung, die oft gerade keine Auswege zu weisen imstande ist, einmal wegzulassen und sich darauf zu besinnen, dass auch die Psyche des Priesters bzw. Seelsorgers nach den bekannten Regulativen der menschlichen Seele „funktioniert“, dass sie von denselben Irritationen, Neurosen, Anfälligkeitkeiten bedroht ist wie die jedes anderen Sterblichen auch. Doch wenn es um die Feststellung der Eignung zum Priesterberuf gehen soll – in welcher Weise soll die Psychologie da herangezogen werden?

Um auf die Problematik, die damit verbunden sein kann, hinzuweisen, sei ein Beispiel angeführt: Es kann durchaus sein, dass ein junger Mann voller unausgegorener „frommer Phantasien“, die vielleicht familieninduziert oder sonst wie milieuverursacht sind, ins Priesterseminar eintritt. Eine Möglichkeit wäre, dass er auf einen Weg regressiver, infantiler Religiosität gerät, ständig vor sich selbst auf der Flucht, voller Skrupel und Verdrängungsmechanismen. Spätestens nach der Weihe wird dies zu offenen oder versteckten Schwierigkeiten mit der priesterlichen Identität und im Dienst für Gott und die Menschen führen. Eine andere Möglichkeit wäre, dass der Betreffende im Laufe seiner Ausbildung das Glück erlebt, gute Freunde und geistliche bzw. menschliche Begleiter zu finden, die ihm auf einen Weg zu persönlichem und geistlichem Wachstum helfen – es gelingt ihm, ein authentisches, reifes Glaubensleben aufzubauen und die anfangs infantile Religiosität auf authentische Weise zu integrieren. Welche der beiden Möglichkeiten sich für den

Betreffenden im Laufe seiner Entwicklung ergibt – welcher Psychologe vermöchte das vorherzusehen?

Im Rahmen dieses Beitrages sollen, durchaus aus subjektiver Sicht, einige kritische Punkte der gegenwärtigen Priesterausbildung betrachtet werden. Denn es scheint, dass manche der Schwierigkeiten mit dem Priesternachwuchs, die bekanntermaßen bestehen, nicht allein durch die möglicherweise komplizierten Persönlichkeiten der Kandidaten, sondern auch durch problematische Verhältnisse in der Ausbildung selbst verursacht sind. Basis für die hier vorgestellten Überlegungen sind eigene Erfahrungen im Seminar bzw. Theologiestudium und Kontakte mit Theologiestudenten und Priesteramtskandidaten verschiedener Bistümer bzw. Fakultäten.

1. Theologiestudium

Zunächst sei ein kurzer Blick auf das „akademische“ Studium gerichtet. Das, was hier weithin am meisten zu fehlen scheint, ist eine gründliche Einführung in die Geschichte und Gegenwart christlicher Spiritualität. Das scheint paradox – dennoch ist es so. Wohl gibt es das Fach Kirchengeschichte. Doch steht hier, wie es dem Wesen dieses Faches entspricht, die „äußere“ Entwicklung der Kirche in der jeweiligen Zeit im Mittelpunkt. Zwar spielen auch spiritualitätsgeschichtliche Momente eine Rolle, aber doch eher akzidentiell. Eine gründliche Kenntnis der verschiedenen Formen christlicher Spiritualität in ihrer je eigenen inneren Logik, auch in ihrer je spezifischen Wechselwirkung mit der jeweiligen Kultur wird kaum vermittelt. Dies ist umso bedenklicher, als ohne solche Kenntnis auch eine wirkliche Informiertheit über das gegenwärtige spirituelle Lebens nicht möglich ist. Zur Illustration dessen, worum es geht, sollen einige Punkte benannt werden, die in einem solchen unerlässlichen Ausbildungsschwerpunkt vorkommen sollten (sicher werden sie de facto auch in den Studiengängen der verschiedenen Fakultäten behandelt – aber doch wohl bei weitem nicht mit der erforderlichen Bündelung und Intensität): Spiritualität der großen Orden; verschiedene Ausprägungen von Glaubensvollzug und Frömmigkeit; christliche Mystik; Struktur des religiösen Lebens zu verschiedenen Zeiten (Barock, Mittelalter etc.); Christentum und Kultur/Kunst; Besonderheit der Spiritualität der christlichen Konfessionen (lutherische Orthodoxie, Pietismus, Spiritualität der Ostkirchen); Prägungen christlicher Spiritualität der Gegenwart (geistliche Bewegungen, außereuropäische Ansätze christlicher Theologie, Formen eines esoterisch beeinflussten Christentums); Christentum und Politik.

Bei alldem ginge es – dies kann nicht genug betont werden – nicht um trockenes „akademisches“ Wissen, sondern um Kenntnisse, die unerlässlich

sind für den Priester und jeden anderen, der pastorale Pflichten in der Kirche übernimmt, der ja in seinem Glaubensleben nicht nur für sich selbst verantwortlich ist, sondern auch der Gemeinde Wissen und Orientierung vermitteln soll. Wie groß hier der Mangel ist, wird deutlich, wenn man das Unwissen und die Hilflosigkeit registriert, mit der manche in der Pastoral Tätige reagieren, wenn sie vor Ort mit bestimmten Ausformungen christlicher Spiritualität und Frömmigkeit konfrontiert werden, die ihnen entweder gänzlich unbekannt sind oder deren Kenntnis sie allein den Medien oder allerlei halbseriösen Quellen verdanken – ob es die „Neuen geistlichen Bewegungen“ sind, das Opus Dei, freikirchlich-pfingstliche Organisationen wie „Christen im Beruf“ oder Synkretismen aus christlichem Glauben und Esoterik.

Und nicht zu vergessen: Auch die ganz persönliche Spiritualität des Priesters kann sich nur formen, wenn er Anregungen „von außen“ bekommt, wenn er sich wachen Sinnes durch die geistliche Landschaft der Zeit bewegt. Dazu bedarf es jedoch solider Grundlagen, die in der Ausbildung gelegt werden sollten.

2. Kenntnis anderer Religionen

Ein weiterer Punkt, der in der theologischen Ausbildung zurzeit als mangelhaft anzusehen ist, ist der, dass im Laufe des Theologiestudiums zu wenige Kenntnisse anderer Religionen vermittelt werden, obwohl doch offensichtlich ist, wie nötig solches Wissen gegenwärtig ist. Auf drei Punkte sei hier nur zum Beleg hingewiesen: In den vergangenen Jahren ist der Islam ins Zentrum allgemeiner Aufmerksamkeit in unserer Gesellschaft gerückt. Christlich-islamischer Dialog ist ein wichtiges Thema in der katholischen und evangelischen Kirche. Auch die problematischen Seiten islamischer bzw. islamistischer Präsenz in unserer Gesellschaft bleiben in den christlichen Gemeinden nicht verborgen. Wer, wenn nicht der Theologe – ob Priester oder Laie – sollte hier Information und Orientierung geben können? Reicht das Wissen unserer Theologen – von einigen Spezialisten abgesehen – hierfür aus?

Unterschwellig finden Elemente, etwa Reinkarnationsvorstellungen, die aus – häufig verflachter und kommerziell überfremdeter – östlicher Religiosität in die christlichen Gemeinden hineindiffundieren, immer mehr Anklang. Wer aber in der Kirche „weiß“ über diese Religiosität etwas, das über das Niveau des pragmatisch für den Religionsunterricht Angelesenen hinausginge? Oder: In manchen katholischen Gemeinden scheint es mittlerweile zum Üblichen zu gehören, jüdische religiöse Vollzüge nicht nur kennen zu lernen, sondern zu übernehmen; hierher gehört etwa das mancherorts schon

fast zur Tradition werdende „Pessach“ am Gründonnerstag. Wo sind die Theologen (in den Gemeinden, nicht an den Fakultäten!), die offen und mit fundiertem Wissen gerüstet diese Entwicklungen begleiten, reflektieren und sich mit ihnen auseinandersetzen?

3. Verhältnis von Priesteramtskandidaten und Laienstudenten

Die Priesterausbildung ist keine Enklave innerhalb der Kirche – sie ist von allen Problemen mit geprägt, die es in unserer Kirche insgesamt gibt. So nimmt es nicht wunder, dass auch das Verhältnis der Priesteramtskandidaten zu den Laienstudenten mitunter nicht frei ist von Spannungen. Hier insbesondere macht sich bemerkbar, dass es in der Kirche bisher nicht gelungen ist, den Laien, die als kirchliche Mitarbeiter eine erhebliche Verantwortung im pastoralen Bereich tragen, einen geistlichen „Ort“ zuzuordnen, der ihnen die Ausprägung einer positiven Identität ermöglicht, die eben nicht in erster Linie von einem „Weniger“ im Gegenüber zum Priester definiert ist, was ungetacht aller gegenteiligen Bekundungen immer wieder geschieht und manchmal zu einem mehr oder weniger subtilen Feindbild oder doch zu Konkurrenzverhalten führt. Diese „Ortlosigkeit“ äußert sich schon während der Ausbildung bisweilen in einer, häufig nicht einmal reflektierten, Animosität gegenüber den Priesteramtskandidaten (was sich dann später in den Gemeinden fortsetzen wird), die einerseits mit Neid als verhätschelte Lieblingskinder der Kirche angesehen, andererseits mit Herablassung als fremdbestimmte „Kastenbewohner“ bemitleidet werden. Diese Problematik sollte nicht ignoriert, sondern wahrgenommen und thematisiert werden – so könnte sie möglicherweise Ausgangspunkt produktiver Dialoge und des gemeinsamen Suchens nach der Basis aller Theologie, dem dreifaltigen Gott sein. Übrigens sind wechselseitige Animositäten dort am geringsten, wo eine Vielzahl persönlicher, individueller Kontakte gegenseitiges Verstehen ermöglicht. Gerade an diesem Beispiel zeigt sich, wie sehr die priesterliche Ausbildung mit spirituell-strukturellen Fragen der Kirche insgesamt verbunden ist. Freilich steht im Augenblick zu befürchten, dass sich im Zusammenhang mit den finanziellen und strukturellen Problemen der Kirche diese Konflikte eher noch verschärfen werden. Umso wichtiger, sie nicht zu ignorieren.

4. Tiefgreifende Ambivalenz

Blicken wir nun auf die Ausbildung im Priesterseminar selbst. Denn es wäre ja denkbar, dass das, was das akademische Studium nicht leistet – z.T. auch gar nicht leisten kann –, möglicherweise im Seminar vermittelt wird.

Aus psychologisch-anthropologischer Sicht erscheint die übliche Struktur des traditionellen Priesterseminars mehr denn je problematisch; es sei nur an den empirisch deutlich zu verifizierenden Umstand erinnert, dass die Seminarzeit für manch einen Kandidaten in der persönlichen Reifung oft mangels existentieller Herausforderungen eher ein retardierendes Moment als eine Förderung bedeutet. Doch darauf soll hier nicht näher eingegangen werden – denn gegenwärtig muss die Seminarstruktur der Priesterausbildung als gegebener Rahmen angesehen werden, nicht weil sie ein für allemal unveränderlich wäre, sondern weil im Augenblick außer experimentellen Ansätzen wohl kein wirklich konkurrierendes und praktikables Modell zur Verfügung steht. Doch auch innerhalb des herkömmlichen Modells besteht durchaus die Chance manches zu verbessern. Dies allerdings nur, wenn die „strukturelle Problematik“ durch höchstmögliche personale und inhaltliche Kompetenz aufgefangen wird.

Was sind nun hauptsächliche kritische Punkte in der gegenwärtigen Priesterausbildung?

Als erstes fällt ein tiefer Widerspruch ins Auge, der kein Spezifikum der Ausbildung allein ist, sondern die priesterliche Identität in der gegenwärtigen Phase der kirchlichen Entwicklung überhaupt betrifft – und sich demzufolge auch in der Ausbildung manifestiert, mit teilweise destruktiven Folgen.

Auf der einen Seite erwartet die Kirche von dem, der sich auf den Weg der priesterlichen Existenz begibt, eine so weitgehende Verfügbarkeit, wie sie in kaum einem anderen Beruf üblich ist – eine Verfügbarkeit, die nicht in materielle Not geraten lässt, aber doch in einer Weise in die persönliche Lebensgestaltung eingreift, wie es nach den Normen des kulturspezifischen Wertegefüges, in dem wir leben, durchaus unüblich und in deren Rahmen kaum zu vermitteln ist. Mit der Forderung des zölibatären Lebens bringt die Kirche zum Ausdruck, dass der priesterliche Weg der Nachfolge Christi etwas Besonderes, in jeder Hinsicht Ungewöhnliches ist, an dem auch der Priesteramtskandidat – wenn auch noch nicht in voller Verbindlichkeit – schon Anteil hat.

Gleichzeitig aber – und hier entsteht die Ambivalenz – wird auf allen Ebenen der Ausbildung signalisiert: Der Priester ist heute nichts „Besonderes“, er steht auf keinem „Sockel“, sondern hat, wenn auch kraft der Weihe auf spezielle Weise, Anteil am gemeinsamen Priestertum aller Gläubigen. So wird dem zukünftigen Priester die widersprüchliche Botschaft übermittelt:

„Du bist etwas Besonderes – aber etwas Besonderes bist Du nicht.“ Jeder, der in der Entwicklungspsychologie erfahren ist, weiß, welch blockierende Wirkungen entstehen, wenn das Individuum – gerade in wichtigen Phasen seiner Entfaltung – mit solch ambivalenten Signalen konfrontiert wird. Von einer möglichen geistlichen Erschließung dieser Ambivalenz ist übrigens auch in der Ausbildung wenig zu spüren.

Es scheint, dass heute allgemein eine gewisse Scheu davor herrscht, den werdenden Priestern ein allzu starkes „Standesbewusstsein“ zu vermitteln, so als fürchte man ein elitäres Selbstverständnis, was in der Tat nicht wünschenswert wäre. Diese Sorge ist jedoch im tiefsten unbegründet, denn wer unter kompetenter Begleitung den Weg zum Priestertum geht und ernsthaft die Nachfolge Jesu anstrebt, wird kaum in elitäres Standesdenken verfallen.

5. Notwendigkeit einer positiven Grundoption

Die Priesteramtskandidaten, die uns in unseren Seminaren begegnen, sind zum großen Teil Menschen, die trotz ihres teilweise jugendlichen Alters einen erstaunlichen Grad an Reife und Reflektionsvermögen besitzen. Wie anfanghaft und noch unausgewogen auch immer, haben sie doch mit ihrer Entscheidung den ernsthaften Willen bekundet, einen konsequenten Weg der Nachfolge Christi einzuschlagen, einen nicht unbedingt üblichen und vom Zeitgeist honorierten, sondern eher skeptisch bis abfällig betrachteten Weg – wie trägt die Ausbildung diesem Umstand Rechnung? –, auch wenn sich im Laufe der Jahre noch herausstellen muss, ob es im Einzelfall der richtige ist. Eine solche Entscheidung verdient Achtung, die sich in einer spürbar positiven Grundoption gegenüber den Seminaristen äußern müsste. Eine solche sollte sich nicht in verbalen Beteuerungen manifestieren, sondern in einer tiefen – auch nonverbal signalisierbaren – Wertschätzung und Achtung für Menschen, die bereit sind, auf den Ruf des Herrn hin „die Netze auszuwerfen“. Freilich lässt sich solche Wertschätzung und Achtung nicht „machen“, sie darf auch nicht nur „herbeigeredet“ werden, sondern kann bei denen, die mit der Priesterausbildung betraut sind, nur Ergebnis eines reifen Umgangs mit der eigenen Berufung sein. Stattdessen aber herrscht oft eine Atmosphäre, die von Misstrauen und manchmal kleinlicher Skepsis gesättigt scheint. Ein leitender Geistlicher eines Bistums, der mit Priesteramtskandidaten arbeitet, brachte vor einiger Zeit dem Autor gegenüber seine Haltung auf die Formel, er hielte jeden prinzipiell für ungeeignet, bis dieser ihn vom Gegen teil überzeuge. Genau das scheint eine recht verbreitete Haltung zu sein, die menschlich gesehen sogar verständliche Gründe haben mag – und sie ist zu tiefst destruktiv. Denn das damit verbundene Misstrauen teilt sich mit, ob es

nun explizit artikuliert wird oder nicht. Es löst oft gerade bei den intelligentesten und geistlich reifsten Priesteramtskandidaten die Neigung aus, den offiziellen Verantwortungsträgern der Ausbildung gegenüber nichts wirklich Persönliches preiszugeben.

Etwas anderes kommt hinzu. Verursacht sicher durch die gegenwärtigen strukturellen Unsicherheiten unserer Kirche scheint es, dass weithin ein „funktionales“ Priesterbild dominiert. Vereinfacht gesagt: „Wir brauchen Priester, um die Stellen zu besetzen“. Daraus kann leicht der Eindruck entstehen, der Einzelne, der sich da anschickt, diesen Weg zu gehen, interessiere als solcher nicht. Bei einer solchen Erfahrung – und der Alltag lehrt, dass dies wirklich geschieht – sind Vertrauen und Offenheit dahin.

6. „Jetzt“ und „Später“

Ein weiterer Punkt, der in der Seminarausbildung als problematisch anzusehen ist, besteht in Folgendem: Fast alles im Seminarleben, insbesondere alles Liturgische, wird als Einübung ins priesterliche Leben, als Probe für später deklariert. Obwohl daran ja zweifellos etwas Wahres ist, kann die Wirkung fatal sein: Leicht bekommt dadurch alles Tun im Seminar, jede gehaltene Statio, jede gestaltete Liturgie einen merkwürdig attrappenhaften, „gespielten“, letztlich von Sterilität geprägten Charakter. Dies wird noch verstärkt dadurch, dass ja eigentlich im Seminar, wie nicht zu vermeiden, keine wirkliche „Gemeinde“ als Adressat vorhanden ist. Bedenklich ist daran vor allem, dass echtes geistliches Leben dadurch behindert statt ermöglicht wird, denn Gottesbegegnung geschieht immer im Jetzt, sie ist nicht für die Zukunft vorwegnehmbar. Und wenn dieses Jetzt gleichsam ausgeblendet und vom „Übungsscharakter“ überlagert wird, wird Unersetzliches und Substantielles blockiert. Vielleicht lässt sich das, was hier gemeint ist, am besten mit einem Vergleich aus dem künstlerischen Bereich verdeutlichen: Ein Musikstudent, der auf seinem Instrument übt, tut dies selbstverständlich mit dem Blick auf „später“, auf seine angestrebte berufliche Tätigkeit. Aber in dem Augenblick, in dem er sich mit dem Werk eines Komponisten auseinandersetzt, verschwindet jeder Gedanke einer auf die Zukunft gerichteten „Verzweckung“. Es gibt nur den „Kairos“, die jetzt und hier erklingende Musik, die vollen Einsatz fordert. Ähnlich ist es mit dem geistlichen Leben – Gotteserfahrung geschieht immer im Jetzt, frühere kann man erinnern, aber nicht wieder „aktualisieren“, spätere kann man erwarten, aber nicht vorwegnehmen.

Und was das „Einüben für später“ betrifft: Es scheint, dass manche wirkliche Problemlagen, denen der Priester später mit hoher Wahrscheinlichkeit begegnen wird und die während der Ausbildung, da sie nicht vorwegnehmbar

sind, wenigstens gesprächsweise anvisiert werden sollten, im Ausbildungspogramm überhaupt (noch) nicht angekommen sind. Ein Beispiel: Zur Spezifizität des priesterlichen Dienstes gehört es, dass er in einem weit höheren Maße, als dies bei anderen Tätigkeiten der Fall ist, öffentlicher Beobachtung unterliegt. Alles, was der Priester tut, in der Liturgie, im Pfarrhaus, in den verschiedenen Gruppen der Gemeinde usw. wird beobachtet, registriert und – nicht immer freundlich – kommentiert. Da heute auch kein Standesdenken den Priester gleichsam in einen „Schutzraum“ stellt, fällt die Kritik häufig recht hart aus, zumal heute zu den Kriterien, nach denen ein Priester als „gut“ oder „schlecht“ bewertet wird, häufig an vorderer Stelle seine Fähigkeit gehört, es mit den verschiedensten Gliedern und Gruppen der Gemeinde „gut zu können“. Niemand kann eine solche Erwartung im eigentlichen Sinne erfüllen – denn auch der beste Priester kann nicht allen Hoffnungen, die in ihn gesetzt werden, entsprechen. Es wird notgedrungen Lücken geben, Enttäuschungen, Missverständnisse. Dies ist insofern kein Mangel, als die Kontingenz des Menschlichen, das bleibend Fragmentarische der Persönlichkeit, letztlich auch Bedingung für die Transzendenzoffenheit ist und damit zu den Grundvoraussetzungen des geistlichen Lebens gehört. Nicht wenige jüngere Priester, die nicht darauf vorbereitet sind, dass solche Erfahrungen zur Normalität gehören (und erst durch solche Akzeptanz ist ein konstruktiver Umgang damit möglich), verfallen oft in zwei Fehlhaltungen: Entweder „schotten sie sich ab“, geben nichts Persönliches mehr preis und neigen dazu, eine schützende – aber auch blockierende – Mauer der Distanz aufzubauen, oder sie versuchen, es allen recht zu machen – was gar nicht funktionieren kann, da die Erwartungen gegenüber dem Priester selbst innerhalb einer Gemeinde oft völlig verschieden sind.

Allgemein ist festzustellen, dass in der Ausbildung viel zu wenig Gewicht gelegt wird auf die Entwicklung der Fähigkeit, mit Widerständen umzugehen, Angefragtsein zu integrieren, auch „Nein“ sagen zu können, Durchsetzungsvermögen zu entwickeln. Der stromlinienförmige Konformismus, der häufig genug in der Priesterausbildung mit geistlichem Gehorsam verwechselt wird (obwohl ihn Welten davon trennen) und den Lebensmodus manch eines Seminaristen bestimmt, dürfte zu den Haltungen gehören, die für die Kirche der Gegenwart am wenigsten nützlich sind.

7. Die zentrale Paradoxie

Wo liegt nun in der Priesterausbildung der eigentliche „wunde Punkt“? Er liegt, so scheint es, im Mangel, eine wirklich lebbare Spiritualität vermitteln zu können.

Worum geht es im geistlichen Leben des Seminars? Es geht zentral darum, dem Einzelnen Möglichkeiten aufzuzeigen, authentisches geistliches Leben im Kontext der Kirche zu „erlernen“. Dass der Begriff „erlernen“ hier mit Anführungszeichen versehen ist, deutet schon auf ein Problem – denn in einer tiefen und sehr grundsätzlichen Weise gibt es nichts zu erlernen im Sinne des Tuns, es gibt nur die Indifferenz im ignatianischen Sinn, das Ganz-und-gar-Offensein auf das hin, was Gott wirken will. Freilich ist diese Indifferenz nicht einfach irgendwann „da“, und insofern gibt es für das geistliche Leben wirklich viel zu lernen. Eben hier liegt vieles im Argen, was veränderungsbedürftig ist.

In erster Linie darf das geistliche Leben eines Priesterseminars nicht auf die Daseinsform des Priesters zentriert sein. Das klingt paradox und bedarf deshalb der Erläuterung.

Im Seminar sind junge und etwas ältere Menschen, für die es um die Klärung ihrer persönlichen Berufung vor Gott geht. Sie haben den priesterlichen Dienst im Blick, aber es ist im Einzelfall noch offen, ob dies ihr Weg einmal sein wird, denn zum einen ist der Eintritt ins Seminar als solcher noch kein Zeichen einer echten Berufung zum Priesteramt, sondern der Beginn eines Klärungsprozesses auf dem Weg dahin, zum anderen gibt es für alle Christen letztlich nur ein Ziel, das sich in verschiedenen Diensten und Stellungen im Ganzen der Kirche verwirklichen kann: die Berufung zur Heiligkeit. „Heiligkeit“ verstanden nicht als weltverneinende (falsche) Aszese, sondern als gänzliches Hingegebensein an den Willen und Plan Gottes. Die Theologie des geistlichen Lebens kennt viele Traditionen, die in diese Richtung blicken und auch für die Lösung der uns bewegenden Probleme von Bedeutung sein können; z.B. die Lehre von der „zweiten Bekehrung“. Gerade diese Tradition, von der die meisten heutigen Seminaristen nicht einmal gehört haben dürften, könnte eine praktikable Grundlinie spiritueller Programmatik für ein Priesterseminar sein. Deshalb muss es im Seminar vor allem darum gehen, Wege zu einer authentischen, eigenen Gotteserfahrung zu ermöglichen – ganz gleich, ob im Einzelfall am Ende der Seminarzeit der weitere Weg zum priesterlichen Dienst steht oder nicht. Erst in zweiter Linie kann es darum gehen, priesterliche Spiritualität „einzubüben“. Dieser Punkt ist äußerst wichtig – denn erst, wenn im Zentrum aller geistlichen Bemühungen die „Heiligkeit“ als Von-Sich-Selbst-Wegblicken-Zu-Gott steht, kann die notwendige Gelassenheit entstehen, die das Wachsen priesterlicher Berufungen von jedem inneren und äußeren Druck befreit.

Noch ein anderer Aspekt ist wichtig: Es kann geschehen, dass, wenn in erster Linie das „Einüben priesterlichen Lebens“ betont wird, Gott selbst sozusagen zum „Erfüllungsgehilfen“ dieses Ziels, also letztlich vom Zweck zum Mittel degradiert wird; was wiederum Ursache für die oft tiefe „Unechtheit“ dessen sein kann, was im Seminar geschieht.

Geistliche Ausbildung im Priesterseminar muss im durchaus sokratischen Sinne einen mäeutischen Ansatz haben, oder anders ausgedrückt, sie muss subsidiär sein. Denn letztlich verfolgt sie ein paradoxes Ziel: Sie will etwas bewirken, das nicht bewirkt werden kann – d.h., es geht darum, Bedingungen, Voraussetzungen, Offenheiten zu schaffen, auf deren Grundlage dann das Eigentliche geschehen kann. Das erfordert von denen, die damit betraut sind, ein tiefes Wissen um die Vorläufigkeit und Begrenztheit des eigenen „Machenkönnens“, ist also eine enorme Herausforderung an geistliche Reife und wirkliche Demut derjenigen, in deren Händen die Ausbildung liegt. Grundlegendes Ziel der Ausbildung sollte es sein, das Objektive des Glaubens der Kirche den Priesteramtskandidaten so zu erschließen, dass daraus in einem Prozess der Transformation subjektive Evidenzen werden. Dies ist ein spannungsvoller, auch risikoreicher Vorgang, da er sich, wenn er zu authentischen Ergebnissen führen soll, der subjektiven Realität der einzelnen Persönlichkeiten stellen muss, ja, ihrer unabdingbar bedarf. Nur wenn die subjektive Substanz ins Spiel kommt als wertvollster „Rohstoff“ der Begegnung mit Gott, und wenn diese personale Substanz als Reichtum, als positive Größe begriffen wird, werden auch die „Resultate“ überzeugen – nur so führt der Weg zu Persönlichkeiten, denen die Balance zwischen kirchlichem Auftrag, individueller Spiritualität und personaler Integrität gelingt.

8. Zölibat als Thema der Ausbildung

Wie kritisch die „innere“ Lage der Priesterausbildung im Augenblick ist, wird deutlich, wenn der Blick auf einen wesentlichen Punkt priesterlicher Existenz bzw. seinen Stellenwert in der Ausbildung fällt, der außer- wie innerhalb der Kirche (ob zu Recht oder nicht) als Paradigma priesterlichen Lebens angesehen wird: den Zölibat.

Man sollte erwarten, dass dieser Bereich des priesterlichen Lebens in der Ausbildung des Seminars besonders sorgsam und auf eine Weise angesprochen wird, der seiner Bedeutung Rechnung trägt. Denn es dürfte klar sein, dass der priesterliche Zölibat heute nur lebbar ist, wenn er aus einer elementaren geistlichen Motivation heraus angestrebt wird, aus einer Motivation gleichwohl, die aus einer subjektiv evidenten Erschließung heraus erfolgt und zugleich auch Ergebnis eines menschlichen Reifeprozesses ist. Eine solche Erschließung zu ermöglichen, sollte Ziel der Ausbildung sein. In einem erschreckenden Kontrast hierzu steht der Umstand, dass der Zölibat in der Priesterausbildung, von Ausnahmen abgesehen, weithin schlicht und einfach beschwiegen wird, und wenn nicht dies, so wird er doch oft auf eine Weise thematisiert, die wenig hilfreich für den zölibatären Lebensvollzug ist. Es

entsteht der Eindruck, als wüssten manche der mit der Priesterausbildung Befassten dazu einfach nichts Sinnvolles, geistlich Erschließendes (mehr?) zu sagen. Wenn vom Zölibat die Rede ist, dann oft in dem Sinne, dass das ehelose Leben frei mache zum Dienst an der Gemeinde – eine quasi sozial-kommunikative Begründung, die psychologisch-anthropologisch fragwürdig ist, und die auch kaum weit genug reichen dürfte, heute jungen Menschen eine Option für diese Lebensform nahe zu legen. Damit hängt zusammen, dass der Bereich des Erotisch-Sexuellen, der ein naturales und soziales Grundkonstitutivum des Menschseins darstellt und der beim Thema „Zölibat“ natürlich von Bedeutung ist, in der ganzen Ausbildung selten oder überhaupt nicht angesprochen wird. Man mag nun einwenden, dies berühre einen Punkt von solcher Intimität, dass er nur im Rahmen der individuellen geistlichen Begleitung der Seminaristen thematisiert werden könne. Die Erfahrung lehrt jedoch, dass Sexualität selbst hier selten zur Sprache kommt – in krassem Gegensatz zu ihrer tatsächlichen Bedeutung für den Einzelnen. Dies ist fatal. Denn durch dieses Beschweigen wird mit der Boden bereitet für die erschreckenden Kommunikationsschwierigkeiten mancher Priester, für eine tiefe innere Isolation, in die schon die angehenden Priester häufig geraten. Und noch mehr: Gerade in diesem Bereich müsste der Grund gelegt werden für einen angstfreien Umgang mit sich selbst. Bedenkt man, wie wesentlich für die Gesamtkonstitution einer Persönlichkeit die Integration des Eros ist, erscheint es verhängnisvoll, in welchem Maße dieser Punkt in der Priesterausbildung ignoriert wird. Wie wenig die in der Ausbildung erfolgende Thematisierung des Zölibats den tatsächlichen Gegebenheiten der Welt, in der wir ja leben, Rechnung trägt, zeigt sich z.B. an dem Umstand, dass immer wieder vom „ehelosen“ Leben die Rede ist, so, als gäbe es nur die Alternative „Ehe oder Zölibat“. Die Wirklichkeit unserer Welt, der sich die Kirche stellen muss, sieht bekanntlich anders aus. Es ist kein Geheimnis – und seit den Vorgängen im Seminar von St. Pölten ist von vielen mehr oder weniger kompetenten Seiten dieser Umstand wieder nachdrücklich bis zum Überdruss hervorgehoben worden –, dass ein nicht geringer Teil der Priesteramtskandidaten und der späteren Priester homosexuell veranlagt ist. Dies dürfte, für sich genommen, noch kein besonderes Problem sein, denn auch für den Homosexuellen sind die anthropologisch-naturalen Anforderungen des zölibatären Lebens keine grundsätzlich anderen als für den Heterosexuellen. Ein Problem entsteht daraus, dass diesen Priesteramtskandidaten in der Ausbildung kein Weg eröffnet wird, ihren Eros konstruktiv zu integrieren. Die Schwierigkeit liegt weniger in der kirchlichen Stellung zur Homosexualität an sich als im mangelnden Bewusstsein für die Situation und in einer tiefen Unsicherheit, sich ihr zu nähern.

Als Ergebnis dieser Situation kommt es dann zu solchen Positionen, wie sie vor einiger Zeit ein gerade geweihter Priester in einem Presseinterview auf die Frage nach dem Zölibat kundtat: Ja, das sei etwas, das man so in Kauf nehmen müsse.

Wo nicht einmal ein angstfreier Umgang mit dem Eros möglich erscheint, der bei der akzeptierenden Selbstwahrnehmung als erotisch und sexuell geprägter Person seinen Ausgang nehmen müsste, ist es geradezu utopisch, an seine erschließende Integration in geistliches Leben zu denken. Es fehlt auf diesem Felde weithin auch an einer Sprachfähigkeit, die Deutlichkeit und Klarheit ermöglicht, ohne indiskret oder gar vulgär zu sein.

Dringend geboten wäre auch, den angehenden Priestern nicht nur Wege zum sinnhaften Erschließen zölibatären Lebens an sich zu öffnen, sondern auch zu bedenken, wie ihnen zu helfen ist angesichts des Umstandes, dass das zölibatäre Leben weithin auch innerhalb der Gemeinden (also bei den Menschen, denen sie mit dieser Lebensform ja gerade besonders dienen wollen!) nicht nur nicht als sinnvoll verstanden, sondern mitleidig belächelt und bestenfalls als individuelle Marotte akzeptiert wird.

9. Schlussüberlegung

Abschließend noch einmal ein Blick auf das Problem, das den Ausgangspunkt dieser Überlegungen bildete: Wie kann eine professionell-psychologische Einflussnahme auf die „Diagnose“ zur Eignung als Priesteramtskandidat aussehen? Sie kann sicher nur dann konstruktiv sein, wenn sie sich strikt im Rahmen des dieser Wissenschaft Zugänglichen bewegt; das ist nicht wenig, aber es ist auch nicht alles. Denn es ist altbekannt, aber immer wieder neu in Erwägung zu ziehen: Gott nimmt nicht nur die Fähigkeiten des Menschen in Dienst, sondern auch seine Unfähigkeiten, nicht nur seine Stärken, sondern auch seine Schwächen. Und so sind „geistliche“ und „weltliche“, also in den Kategorien der Psychologie bestehende Kriterien für die Eignung zum priesterlichen Dienst nicht einfach deckungsgleich. Allerdings stehen sie auch nicht beziehungslos nebeneinander, sondern in einem dynamischen, je individuell gelagerten Verhältnis zueinander, das von der Kongruenz bis zur Paradoxie reichen kann (vgl. Mt 11,25).

Dies zu wissen, ist eine der wesentlichen Voraussetzungen für den Psychologen, der hier mitarbeiten soll. Freilich stellen sich auch sehr konkrete Fragen: In welcher Weise soll das „Statement“ eines Psychologen in die Auswahl der Kandidaten einbezogen werden? Etwa in Gestalt eines Votums, das dem Bischof gegenüber nicht näher inhaltlich konkretisiert wird? Dann bestünde die Gefahr, dass der Psychologe zur „Letztinstanz“ wird, die ent-

scheidet. Oder soll er ein ausführliches Gutachten abgeben? Dies wird nicht einfach sein, da es längeren Kontakt voraussetzt (und dann immer noch von großen Unsicherheiten gekennzeichnet sein kann). Das könnte zu einer heil-losen Verwirrung von Forum internum und Forum externum führen. Und nicht zu vergessen: Psychologen können irren, in Diagnose wie in Prognose. Wenn man diese Risikofaktoren beachtet und auf fähige Berater zurück-greift, ist es nicht ausgeschlossen, dass die Psychologie durchaus Erhellen-des und Klärendes in Fragen der Eignung beizutragen hat. Doch sollte man sich davor hüten, der Wissenschaft hier eine überzogene Kompetenz zuzu-schreiben (vgl. Gal 3,3!).

Die Hauptprobleme der Priesterausbildung liegen nicht allein in der Ge-eignetheit oder Ungeeignetheit der Kandidaten, sondern in der Struktur bzw. in ungenutzten Möglichkeiten dieser Ausbildung selbst.

Alle an der Priesterausbildung Beteiligten mühen sich nach Kräften dar-um, auf diesem für die Zukunft der Kirche so wichtigen Feld das Mögliche zu tun. Viele Veröffentlichungen aus unterschiedlichster Perspektive be-schäftigen sich mit Spiritualität und Anthropologie des Priesters. Dennoch ist keine Lösung des Problems „Priesternachwuchs“ abzusehen. Das Ge-spräch über dieses Thema und die Suche nach erweiterten Perspektiven dür-fen deshalb nicht abbrechen.